

Die Nacht zum Achtzehnten.

„Schutzmann, sag' an: Du hast in letzter Nacht gemessen-schweren Trittes Deine Runde
Durch diese Gassen wie gewohnt gemacht; was sahst Du da in mitternächtl'ger Stunde?
Nur einen Trunknen, der mit irem Schritt sich halblaut-murrend fortshob über's Pflaster?
Nur eine Dirne, die vorüberglitt, geschminktes, scheues, aufgeputztes Laster?
Stieß Dir ein Fremdes, Ungewohntes auf? Ist Dir ein seltsam Lähmendes geschehen,
Wie Du's in all der langen Jahre Lauf noch nie geahnt, viel weniger gesehen?“
Der Mann im Helm, betreten und erschreckt, bezwingt mit Mühe ein geheimes Grauen;
Doch hat, so scheint es, meine Art geweckt in seiner Brust ein zögerndes Vertrauen.
In zweifelndem und ungewissem Ton, die Stirn noch immer in des Amtes Falten,
fragt er zurück: „Sie wissen's also schon? Da braucht man hinterm Berge nicht zu halten.
Ich bin ein alter Kerl und abgebrüht, und als Soldat hab' ich mich brav geschlagen;
Ich halte nichts von „Seele“ und „Gemüt“ und frage nichts nach Märchen und nach Sagen;
Ich greife durch und kenne meine Pflicht, diesmal indessen faßte mich ein Schauer
Und nie und nie vergeß' ich dies Gesicht, dies bleiche Angesicht voll Gram und Trauer,
Den tiefen Blick, den kriegerischen Gang, die Schönheit wild und fremd und auserlesen,
Der Stimme vollen und sonoren Klang, noch das gebietende und stolze Wesen.
Die Gassen waren wie gekehrt und leer; ich hörte nur den Hall der eignen Tritte —
Da kam sie plötzlich ganz allein daher, aufrecht und trotzig in der Straße Mitte.
Mich fröstelte; es war mir wie ein Traum und wie ein Rausch, der nur erst halb verslogen.
Weiß ihr Gewand, doch purpurrot sein Saum, als hätte sie's durch Wähe Bluts gezogen.
Sie sah mich drohend an — es war kein Späß, und meine Hand, sie griff nach einer Stütze.
Auf ihren schwarzen Ringellocken saß fest und kokett die rote Phrygenmütze.
Sie bannte mich durch ihres Auges Glanz, obgleich ich's jetzt noch nicht so recht begreife,
In ihrer Rechten trug sie einen Kranz von Lorbeerlaub mit einer roten Schleife.
Als ich, als ob ich blind in sie vernarrt, wie angenagelt an demselben Orte,
Sie unverwandt und staunend angestarrt, warf an den Kopf sie mir die herben Worte:
„Ich bin die Freiheit, die ihr streng verdanmt und die verhaßt auf's innigste euch allen,
Und die zu ehren ist mein heilig Amt, die fühlen Mütes einst für mich gefallen.
Zum Friedrichshain treibt mich's in dieser Nacht, zu den beherzten Männern, die ihr Leben
In der Berliner Barrikadenschlacht für's Vaterland und für ihr Volk gegeben,
Zu jenen, die bei düstern Fackellicht in wildem Jammer hervige Gestalten
Zu einem König, wachsbleich von Gesicht, als stummen Vorwurf einst emporgehalten,
Verlästert sie und ihren Todesmut, nennt ihr Beginnen frevelhaft-vermessene
Und scheltet grollend sie Rebellenbrut und mahnt das Volk, des Kampfstags zu vergessen —
Ich dulde nicht, daß man die Kühnen schilt, mir sind die Opfer jenes Sieges teuer
Und dankbar ehrt die Freiheit, wo es gilt, den Mannestrotz, das rasche Jugendfeuer.
Um jeden dieser Toten trag' ich Leid; ich weiß zu gut, was wir den Tapfern schulden,
Und wenn ihr noch so ungeberdig seid, ihr müßt den Gang zu diesen Gräbern dulden,
Zu diesem Friedhof, der für jedes Grab ein Opfer heischt an purpurroten Rosen,
Die schönsten, die der Lenz des Südens gab, auch für die Gräber meiner Namenlosen.
Du glaubst vielleicht, daß Du mich übermannst, denn ohne Waffe tret' ich Dir entgegen;
So unternimm's denn, wenn Du magst und kannst, bei diesem Gang an mich die Hand zu legen!“
Und seltsam war und toll, was mir geschah. Mein starres Pflichtgefühl, es kam ins Wanken,
Als ich ihr zweifelnd in die Augen sah, bestürmt von fremden, wühlenden Gedanken.
Gebot das Amt, mit eisenfestem Griff das Handgelenk der Kecken zu umfassen?
Befahl der Fall den schrillen Hilfspfeiff? War es erlaubt, sie schweigend zieh'n zu lassen?
Wie geistverklärt erschien mir ihr Gesicht, und brächte gleich die That mir einen Orden,
Ich fand den Mut zu schroffem Handeln nicht, und beide Augen sind mir feucht geworden.
Von ehrfurchtsvollem, scheuem Grau'n bewegt, hab' ich, als müßt' ich schließlich vor ihr knien,
Die Finger schweigend zum Salut gelegt an meines Helmes Schirm. Ich — ließ sie ziehen.“

(Nachdruck verboten.)

12]

Die bunke Reise.

Berliner Roman. Von Frik Mauthner.

Den Professor Seifert stellte Bohrmann später fest, als ihm ein kleiner dicker Mann mit Blase und schneeweißem Schnurrbart aufgefallen war, der bei Tisch von Gruppe zu Gruppe hinüber sprach, die Herren gar nicht zu sehen schienen und das Gespräch mit jeder Dame ohne Ausnahme mit einer körperlichen Huldigung begann.

„Sie haben doch einen göttlichen Hals, verehrte Frau Mascha . . . wie Ihr Oberarm heute wieder appetitlich ist, gnädige Frau . . . man sieht ja nicht zu viel von Ihren Füßchen, liebe Afra, aber bis über die Knöchel klassisch . . . ich werde noch Bildhauer werden, nur damit Sie mir Modell stehen, liebste Freundin. Wenn wir allein sind, sage ich Ihnen, wofür . . . eine Büste haben Sie! . . . da sind Sie ja, liebste Kiez! Donnerwetter, Ihre Taille wird immer junionischer . . .“

Ganz erschreckt, weil er fürchtete, es wäre ein Wahnsinniger, fragte Bohrmann bei Santinger an, wer denn das wäre, der wilde Herr.

„Wo kommen denn Sie her, Herr Bohrmann, daß Sie das nicht wissen? Das hören Sie doch, daß er Kunstkenner ist, eigentlich selbst Künstler. Professor Seifert, der Verfasser der berühmten Kunstgeschichte. . . Was haben Sie eben auf der Pflanze, liebster Bohrmann?“

„Wie meinen Sie das?“

„Was demnächst von Ihnen gedruckt werden wird, erlaube ich mir zu fragen.“

„Ein kleiner Aufsatz über die Vorzüge der Steilschrift.“

Santinger machte ein verdutztes Gesicht.

„Das ist wohl etwas Aehuliches wie Keilschrift? So ein gelehrtes Haus sind Sie? . . . Aber es geht wieder los. Profit!“

„Profit, Herr Santinger.“

IX.

Das Gespräch zwischen den beiden Herren hatte stattgefunden, während nach einer kurzen, schlichten Tischrede des Wirts die meisten Herren mit ihren gefüllten Gläsern den Tisch umschritten, um mit Herrn Lofe anzustoßen.

Als Bohrmann auf seinen Platz zurückkehrte, war er tief beschämt. Umgeben von so vielen bedeutenden Männern und Frauen hatte er, eben nach seiner nächsten Arbeit gefragt, ehrlicherweise nichts anderes nennen können als einen Aufsatz für die Lehrerzeitung, einen Aufsatz über die Vorzüge der Steilschrift. Glücklicherweise hatte Herr Santinger so etwas gar nicht für möglich gehalten und wer weiß was für Gelehrsamkeit dahinter gesucht. Wie sollte aber auch ein armer Lehrer, der noch vor zwei Jahren in einem armen Habelsdorf begraben war, hier zurechtkommen, wo die berühmten Dichter Deutschlands die feuren Weine wie Wasser tranken, und wo Professoren zu den anwesenden Frauen sprechen durften, als wären sie nackte griechische Marmorstatuen!

Suppe, dann etwas Käsehaftes, dann ein unbekannter Fisch waren der Tischrede vorhergegangen. Jetzt kam ein sehr merkwürdiges Gemüse, und Bohrmann hatte mit seinen Nachbarinnen noch kein Wort gewechselt, dessen er sich hätte rühmen können. Das verschlug nicht viel bei der dicken Dame an seiner Linken. Die Kiez aß reichlich. Und wenn sie dazwischen hie und da aufseufzte, so schienen das nicht vom stummer Herzukommen, sondern von der Hitze und von der Anstrengung. Bohrmann hätte sich gegen sie leicht geben können, wie er war; sie schien eine einfache Frau. So oft er sich ihr zuwendete, erschreckte ihn ein Medaillon, so groß wie eine Kinderhand, das auf einem abgeschliffenen Steine die Züge eines fremdlichen, dicken Herrn trug, und das beim lebhaften Aufatmen der Frau Kiez zwischen den Klappen der lila Bluse auf der „junionischen Büste“ auf und nieder schwebte.

Fräulein Szekal auf seiner andren Seite bot den Augen ein erfreulicheres Bild. Das Mädchen war von vollendeter Schönheit. Die dunklen, feurig klugen Augen schienen Flammen sprühen zu können gegen jeden Mann, auf den sie gerichtet waren. Fräulein Szekal saß aber in ihrem dunkelrot-goldenen Brocattkleide da wie ein altes Bild, es nicht, rührte sich nicht und redete mit einer tiefen, herrlichen Altstimme unaufhörlich Dinge, auf die eine Antwort

gar nicht möglich war. Uebrigens schienen die Gespräche, obgleich sie sich dabei kaum regte und immer geradeaus sah, mehr an ihren andern Nachbar gerichtet zu sein. Herrn Lopinsky, wie Bohrmann allmählich herausbrachte. Den künftigen Direktor also, einen hübschen, gelangweilt aussehenden, beneidenswert elegant gekleideten Herrn mit einem großen, schwarzen Stallmeisterschnurrbart.

An diesem Schnurrbart vorbei, viel zu nahe vorbei, winkte Mascha jetzt ihrem Hänsel abermals zu, sich zu unterhalten, das Eisen zu schmieden, wie sie es nannte. Er aber hörte gerade aufmerksam die Worte an, die Herr Lofe über die Tafel an ihn richtete.

„Unsre Berliner Industrie hat den Gipfel ihrer fortschrittlichen Entwicklung immer noch nicht erklommen. In zielbewußtem Zusammengehen mit den Hohenzollern ist aber Berlin auf dem besten Wege, den Wettbewerb der andern Städte zu überflügeln, insbesondere das Brauereigewerbe . . .“

Erst als Herr Lofe sich unterbrach, um über den ganzen Tisch hinüber seiner Schwester zuzutrinken, sagte Bohrmann sich ein Herz und fragte Frau Kiez nach dem Namen des merkwürdigen Gemüses. Dabei bemerkte er, daß das schaukelnde Medaillon an einer schweren goldenen Kette hing, die irgendwo unter der lila Bluse verschwand.

„Das hat einen französischen Namen“, sagte Frau Kiez seufzend. „Ja habe mir da nicht genug von jenuommen. Das, was Sie da immer ansehen, Herr Clausing . . . das ist mein Oler, mein Seliger. Jetzt sagen die Leute „Losebier“ zu unrer Ware. Es ist aber Kiezens feines. Der hat die Brauerei gegründet und gemacht und herausgebracht. Aber Lofe ist auch ein ordentlicher Mann . . . lassen Sie man, Herr Clausing. Ich bin nicht unbequem. Und Mascha will ja, daß Sie sich mit der andren unterhalten. Die arme Person, die hat sich ja geschnürt, daß nicht die Kleinste grüne Schote durchrutschen könnte. Schoten sind nämlich auch mang. Die arme Person. Lassen Sie mich man. Ich und Neumann, wir stören einander nicht. Reden Sie ein Wort mit ihr.“

Der selbige Kiez hob sich bei einem schweren Seufzer wieder bedenklich, und Bohrmann wendete sich an die Szekal.

„Die Hauptsache ist es ja“, sagte eben der künftige Direktor mit dem Stallmeister-Schnurrbart, „und ich weiß es zu schätzen, wenn meine Damen kostbare Kleider haben. Aber“ — Lopinsky machte ein tiefsinniges Gesicht, als ob er auf die Weisheit der eignen Worte aufmerksam machen wollte — „aber die Kleider müssen gut getragen werden.“

„Die gütige Prinzessin“, antwortete die Szekal, „sagte erst gestern zu mir: Liebe Afra, sagte sie, wo haben Sie dieses wahrhaft aristokratische Auftreten her? — Durch den Umgang mit Ihrer Hoheit, antwortete ich.“

Wieder waren die Keller gewechselt worden, und wieder wurde etwas herumgereicht; diesmal aber wußte Bohrmann mit Sicherheit, daß es Geflügel war. Gewaltig verschluckte er die Erinnerung an seinen Siegfried, dem er gern etwas von all der Herrlichkeit mitgeteilt hätte, trank ein Glas Wein und sagte entschlossen zu Fräulein Szekal:

„Bohl dem hochbeglückten Hause . . . Wie schön, mein gnädiges Fräulein, daß Frau Lofe von einem fürstlichen Luxus umgeben ist!“

„Unsre Freundin hat viel Geschmack“, antwortete die Szekal, und Bohrmann wunderte sich wieder über die Lebenslosigkeit der herrlichen Stimme und über das starke dramatische R. „Sie waren wohl noch nicht in Petersburg? Der Luxus von Petersburg ist maßgebend für die ganze Welt. Die Pferde, die man ihr das letzte Mal ausgepannt hat, waren wertvolle Kassepferde. Man mußte mir drei Pferde ausspannen, weil es in Petersburg üblich ist, mit drei Pferden zu fahren. Als mich der Fürst vom Bahnhof abholen ließ . . .“

Bohrmann konnte nicht mehr zuhören. Fast ohne den Kopf bewegt zu haben, wandte ihm Fräulein Szekal ihre Feueraugen zu, blickte aber nicht in sein Gesicht, sondern auf seinen Rock. Und der unangenehme Affessor, der Weiter neben Mascha, glockte ganz unartig mit vorgebeugtem Kopf nach ihm hinüber und hatte jetzt gerade eine spöttische Bemerkung gemacht. Mascha schlug ihm auf die Finger. Es war Bohrmann, der doch nur drei Gläser getrunken hatte, als ob aller Augen auf ihn gerichtet wären oder vielmehr auf seinen Rock. Er fühlte sich einsam. Was half es ihm, daß er alle Sturzfürsten von Brandenburg und alle Nebenflüsse der Elbe nach der Reihenfolge herfangen konnte. Das verlangte hier niemand. Hier verlangte man einen neuen Rock.

Wieder sah er still zwischen den ungleichen Nachbarn und hörte aufmerksam zu, wie der künftige Direktor und Fräulein Szekal von Geldsachen sprachen. Ungeheure Summen wurden genannt.

„Meine Freunde wären wohl im Stande, die ganze Viertelmillion für unser Theater zu deponieren, wenn ich ihnen die Persönlichkeit des leitenden Direktors mit gutem Gewissen empfehlen könnte.“

„Sagen Sie dem Prinzen,“ erwiderte Lopinsky und strich sich überlegen lächelnd, den Stallmeisterschmuck mit seinen langen Fingern, erst nach rechts, dann nach links, „sagen Sie dem Prinzen, daß ich mehr mitbringe, als irgend ein anderer Bewerber aufweisen könnte.“

„Was haben Sie aufzuweisen?“ fragte die Szekal weiter, jetzt plötzlich ohne jeden Pathos, mit dem Ton eines klugen Handelsmannes. Sogar ihre Augen wurden dabei kleiner und lauernder.

„Das weiß die ganze Welt,“ antwortete Lopinsky, während er seine Augen wie müde halb zufallen ließ. „Ich habe bekanntlich Glück.“

Mascha beugte sich über Lopinsky's Rücken herüber. Fräulein Szekal sollte sich durch die Schüchternheit des Dichters nicht irre machen lassen. Hans Bohrmann habe die Zukunft für sich. Er nenne die Szekal nie anders, als die göttliche Afra. Er breune darauf, in seinem Stück die Königin von Saba durch die göttliche Afra kreiert zu sehen.

„Ein Autor?“ fragte Lopinsky mit trauriger Verwunderung. „Warum ist er mir nicht vorgestellt?“

Bohrmann hatte Angst, Fräulein Szekal würde nach irgend einer ihrer berühmten Rollen fragen. Er hatte sie nie spielen sehen, ihren Namen nie gehört. Sie aber schien das nicht für möglich zu halten, sie richtete ihre Augen groß auf ihn und fragte mit einem neubelebten tragischen A:

„Natürlich doch die Hauptrolle? Ich lasse es seit einiger Zeit in jeden meiner Kontrakte aufnehmen, daß ich nur tragende Rollen zu spielen brauche. Man vergiebt sich sonst zu viel. Meine Freunde sind geschäftskundig genug, um die Kontrakte für mich zu machen. In Berlin kennt man mich noch nicht genug. Im Wiener Burg-Theater konnte ich ja doch nicht bleiben, der Wolter wegen. Ich verehere die Wolter, aber ich verehere sie wie eine Mutter. Das ist ein Bonmot von mir, das die Fürstin Metternich zu dem ihrigen gemacht hat. Die gute Fürstin war es, die mir den Namen die göttliche Afra zuerst beigelegt hat. Der Erzherzog . . . Natüchle vor Freude in die Hände, als sie diesen Einfall hatte, und rief: Sie sprechen mir aus der Seele, Fürstin Paulin! Sie würden überhaupt staunen, Lieber Doktor, wie wenig von der spanischen Hofetikette in der Wiener Hofburg zu finden ist. Alle Welt plauscht da Wienerisch.“

Die Szekal gab einige Anekdoten in Wiener Mundart zum besten. Bohrmann staunte über die Geschicklichkeit und war geneigt, diese göttliche Afra für eine große Künstlerin zu halten; jedenfalls würde sie als Königin von Saba herrlich aussehen. Mascha war doch treulich für ihn thätig.

Eben beugte sich Mascha wieder herüber, nur daß sie dabei überflüßigerweise ihre Feinhand auf Lopinsky's Schultern legte.

„Unser Hans Bohrmann wird die nächste Saison beherrschen. Er hat noch ein zweites Stück fertig, lauter Prachtrollen.“

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Auf ein Blatt mit schwarz-rot-goldenem Rande schrieb Warnhagen von Ense, der von den geschichtsforschenden Händlern der königlich preussischen Historie wegen seiner tapferen Wahrheitsliebe viel Verleumdete, am 25. März 1848: „Diese Farben, vor kurzem noch streng verboten, verfolgt und geschmäht, Zeichen des Aufstrebens, noch zuletzt auf den Barricaden des 18. März, trägt jetzt ganz Berlin, der König Friedrich Wilhelm der Vierte, sein Hofstaat, das Königsheer, ganz Preußen, ganz Deutschland . . . Doch wird der eine große Tag eine lange und tiefe Nachwirkung haben, die Freiheitsschule für die Deutschen ist eröffnet worden, und ehe sie wieder geschlossen wird, können sie viel lernen für die Zukunft. Einstweilen geht es mit frischem Winde fröhlich vorwärts. Die Schiffenden denken nicht an Scheitern, doch ist das Meer voll Klippen. Sähen wir nur erst

ein Freiheitsheer gerüstet und gegen Osten Trost bieten! Wer die Freiheit als Ausnahmebesitz der Deutschen, wer sie nicht als Gemeingut aller Völker will, der ist kein echter Freund von ihr. Verbrüderung mit Franzosen, Polen, Italienern, gemeinsamer Krieg gegen alle Unterdrückten, das ist not!“

Das war die tolle, herrliche, thörichte, rauschende Frühlingszeit, da die freien Geister und die tapferen Herzen ihr Siegesfest feierten, voll ungemessener Hoffnungen und ausschweifender Träume, da die Begeisterung durch ihre eigene Kraft eine Weltwende zu schaffen währte, eine wundergläubige Tischlein-deck-dich- und Gieß-stred-dich-Stimmung. . . . Dann fuhr freilich der Knüttel aus dem Sack, und die wund geprügelten Völker sackten und wurden müde.

Es ist anders gekommen, als Warnhagen glaubte. Die Schwarzen und die Goldenen erholten sich von dem tödlichen Schlag des 18. März, sie erstarrten gewaltig und heute scheinen sie mächtiger denn im Vormärz. Nur die roten stehen noch trotzig auf der Wacht und schützen das heilige Feuer des Völkerfrühlings, das Ziel noch höher, weit höher gespannt als Anno 1848, und ihre Begeisterung wird nicht gemindert durch die Erkenntnis, daß nicht im Rausch sondern durch mühevollen Arbeit, tausendfältig gehäufte Opfer und ruhig wägende Erkenntnis die neue Welt Stein auf Stein erbaut werde.

Und dennoch ergreift uns die Sehnsucht nach der wilden Lenzbegeisterung und dem ungeprüften Frühlingswahn jener fast schon verschollenen Zeit. Völker müssen auf das große Wunderbare hoffen, wenn sie nicht in der Alltagsöde verichmachten sollen. Im Lichtlosen erblüdet die Menschheit für den sprühenden Lichtglanz des Lebens, wie die Wolke in den unterirdischen Grotten die Augen verlieren. Das Einerlei unseres politischen Daseins ermattet, wir verkommen in dem schleidenden Elend, wir verlernen den Mut und die Kraft des großen Begehrens und der unbändigen Hoffnung, wir verflimmern in dem ewig gleichen Gader um kleine Paragraphen, schmutzige Geschäftsinteressen und winzige Fortschritte. Es fehlt uns der Drang zum Unmöglichen, wir sterben vor lauter Verständigkeit, wir schämen uns, als Schwärmer und Taugenichtse die Sterne vom Himmel zu holen. Aus den Allenbüdeln der Bureaucratentuben und dem Dunst der Kasernen weht uns, sparsam zugemessen, polizeilich konzessionierte Lebenslust, und wir zerreiben unsre beste Kraft im müd abwehrenden Duden des Unerträglichen. Immer langsam voran! Und die Toten im Friedrichshain müssen noch heute — nach 53 Jahren — darauf warten, daß über ihren Gräbern sich ein Wahrzeichen der Freiheit erhebt.

Einst sang man das hohe Lied der Menschenverbrüderung: Diesen Ruf der ganzen Welt! Heute tönt die Weise Krupps: Diese Kanonen der ganzen Welt. Wir kennen und dulden nur eine Internationalität, die der Vernichtung und Vergewaltigung. Noch immer reden die Staatsmänner jammervolle Metternichtigkeiten und predigen mit milderer Begabung vormärzliche Weisheit. Noch immer bedarf der freie Gedanke der behördlichen Erlaubnis; links den Schutzmann und rechts den Kaplan, hinter sich den Staatsanwalt und vor sich den Sterkermeister, trottet er in vorgezeichnetem Gang. Noch immer herrscht das demütige Unterthanentum und die nur formell gelöste Leibeigenschaft. Wir erwerben vor Thron und Altar in heuchlerischer Demut, und Kriegervereine, Landräte, Pastoren und Unteroffiziere kommandieren die Weltanschauung. Der Märzensame ist verweht, der Zitatentrog ist uns fremd, wir sind Krämer geworden — und dies mitten in einer ungeheuren märchenhaften Entfaltung wirtschaftlicher Kräfte. Die Politik ist um ein halbes Jahrtausend hinter der Entwicklung zurückgeblieben.

Unmüßig gehen die Männer davon, die selbst noch Zeugen des Frühlingstages geworden. Feuer vermag auch unser Liebsteint nicht mehr die Märzfeuer zu entzünden. Bald werden wir uns nur noch aus verstaubten Büchern und toten Altentüden die Zeit des hoffnungsstarken Idealismus auferstehen lassen. Um so dringender wird unsre Aufgabe, das Vermächtnis des 18. März treulich zu hüten. An ihm soll uns der Sinn für große Gedanken und weitgespannte Pläne erstarken, denen heute mehr vielleicht denn früher von unsrer lähmenden Vielbetriebfamkeit schwere Gefahr droht. Wir müssen den Mut zur weltentzündenden und weltentbauenden Vernunft bewahren, Stürmer zu sein und Dränger, ist der Menschen erhabenster Beruf, und das satte Genügen am Kleinlichen und Niedrigen ist die unsichtbare Todfunde der Völker. Die stolze Begeisterung und die ungebeugte Schaffenslust darf uns nie verlassen, daß es unsre Aufgabe ist, die Erde nach unsrer freien Einsicht zu gestalten, ob uns auch die 500 000 Teufel der „Erfahrung“ und „nüchternen Ueberlegung“ anzischen, wir sollten den Ueberstolz unserer Hoffnungen zu dem sanften Trost des Erreichbaren zähmen. Niemals ist in der Welt etwas Großes geworden, das nicht aus der glühenden Ueberzeugung erwachsen, daß es nichts Unerreichbares gebe. Im Mut der Ferne wächst das Unerhörte zum wirklichen Leben. Politik treiben heißt — weltgeschichtlich gesprochen — das Unmögliche zu ermöglichen. Laßt die zünftigen Diplomaten, die enghirnigen Klugmeier und philiströsen Warner nach Daumendreiten messen, die Siegnaturen messen nach Sternweiten.

So tönt mahnend und treibend die Märzpredigt der Gelben, die im Friedrichshain der endlichen Erlösung harren. Es ist kein leerer Kult der Vergangenheit, die Märzfeier entflammt die Zukunft, und sie wird erst dann der historischen Vergänglichkeit anheimfallen, wenn sie von dem Maiest des Völkerfrühlings abgelöst sein wird. —

Kleines Aeuilleton.

pr. Der Holzhafer. Das Landhaus stand auf einer kleinen Anhöhe. Von seiner Seitenveranda führte eine Treppe auf den breiten kiesbestreuten Weg, der sich am Hofe vorbei in den abwärts gelegenen Park und um den kleinen Teich wand. Ein nur wenige Meter langes Stallgebäude schloß sich rechtwinklig dem Hause an. Hinter dem Stall, an seiner Schmalseite, hatte Behnig, der alte Holzhafer, sein „Reich“, wie er es nannte. Es war nicht gar groß, dieses Reich, das ebenso wie der Hof durch eine Hecke von dem Kiesweg getrennt wurde. Aber Behnig meinte, es sei der schönste Platz auf dem ganzen Gebiet. Das Hauptgebäude mit seinen neugierigen Fenstern wurde von der Stallmauer verdeckt. Der ganze tiefer gelegene Park mit dem kleinen künstlich ausgeschütteten Teich war von hier aus zu übersehen und rechts von ihm breiteten sich Felder aus — weit, weithin: nur Felder und weiter unten Wiesen. Dahinter, in beträchtlicher Ferne, wurden dem schärferen Auge noch die meist unklaren Umrisse fabrikenartiger Gebäude und Fabrikschornsteine sichtbar, welche von hier aus nicht allzuhoch den Erdboden zu überragen schienen. Zuweilen verhinderte dicker Nebel, der von den Wiesen aufstieg, oder schwarzer Qualm, welcher aus den Schloten quoll und sich wie ein dichtes Tuch um die Häuser legte, den freien Ausblick in die Ferne.

Es war noch früh am Morgen. Behnig hatte eben erst seine dicke Winterjacke ausgezogen und die gestricelte, wollene Weste fester zugeknöpft. Die Frühlust war noch rauh, aber er sog sie behaglich ein; es war doch schon anders jetzt, als noch vor wenigen Wochen, da er fast Morgen für Morgen den gefrorenen Schnee vom Gantloß entfernen mußte, um nicht mit der Art auszugleiten. Ja, es wurde wärmer. Das sah er auch an den winzigen Knospen, die sich, noch kaum sichtbar, an der Hecke zu bilden begannen. Nun ging also die schöne Zeit wieder los, wo er sie beobachten konnte — Tag für Tag. Wie immer eins nach dem andern bescheiden das Köpfchen heransstreckte, wie sie größer wurden und stolzer — ja, ja, er wollte es ganz genau. Dann ließ er seinen Blick über die Felder streifen. Da mußte es doch nun auch so allmählich lebendig werden. Wie verträumt schaute er vor sich hin.

Blötzlich riß er sich auf, prüfte die Schneide seines Weils und begann die Arbeit des Kleinhackens. Er mußte öfter vor sich hin lachen. Es war doch ein schlaues Gedanke gewesen: in der großen Kälte hatte er die grobe Arbeit verrichtet, bei welcher man eher warm wurde, und nun, da es anfang, lauer zu werden, konnte er sich's mit der Kleinarbeit bequem machen.

Es lag schon ein anfälliger Haufen zerspaltenen Holzes neben ihm, als er sich aufrehte, um ein Weilchen zu verschmausen. Er sah nach der Sonne; sie war um ein gutes Stück höher gestiegen. Danach mußte es nahe an der Frühstückszeit sein. Dann betrachtete er die Bäume im Park; er legte die Hand über die Augen: täuschte es ihn nicht, so brachen auch dort überall die kleinen, gelbgrünlichen Ansätze hervor.

„Nun, Behnig, wonach schau'n denn Sie?“ Der Besitzer des Hauses stand neben ihm. „Morgen, Herr Ziegler!“ Behnig lachte verärgert, „Frühling wird's.“ „Hm. Ist auch Zeit,“ murmelte Ziegler, „aber meine Frau glaubt's nicht. Du, Elfe,“ er wandte sich zurück zu der jungen Frau, welche, in einen dicken Schwal gehüllt, misstrauisch die Verandatreppe hinabgestiegen war, „es wird Frühling. Behnig sagt's und der weiß es.“ „Ja, ja, Sie können's glauben, Frau Ziegler,“ sagte Behnig treuherzig und bog einige Heckenweige heran: „sehen Sie mal hier und hier.“ Frau Elfe lachte unwillig: „Jadock! Aber Du kommst mir erzählen, Fritz, was Du willst — lange halt ich's hier nicht aus.“ „Es doch so schön hier, Frau Ziegler.“ Behnig murmelte es und freiste mit seinem Blick rundum die schöne Aussicht. Frau Elfe zuckte die Achseln und nahm den Arm ihres Manns. Beide wandten sich über den Hof nach dem Parkweg. Frau Elfe bemäkelte alles: „Und den Teich, Fritz, mußt Du zuschütten lassen. Die Miasmen und —.“ „Oh nee“, Behnig streckte den Kopf über die Hecke, „entschuldigen Sie man. Aber ich mein' man bloß: der Teich is doch woll das schönste.“ „Siehst Du“, Ziegler lachte, „Behnig ist ganz meiner Ansicht.“ Frau Elfe zog das Wäschen krumm: „Darauf wird's wohl nicht antommen. Es ist auch nicht nur der Teich; es ist das Ganze hier, was mir nicht gefält: langweilig, rauh, keine Stimmung. Mit einem Wort: unpoetisch, höchst unpoetisch!“ Ziegler machte ein seltsames Gesicht: „Ja, weißt Du, das versteh' ich nicht. Nun haben wir uns're paar Groschen hier hereingesteckt; ich nehme die mangenehme tägliche Bahnfahrt nach dem Geschäft auf mich — und Du, die Du Deiner so oft betonten poetischen Reigungen wegen zuerst entzückt von dem Plan warst, findest heute schon alles höchst unpoetisch. Sieh' mal den Behnig an —“ Frau Elfe unterbrach ihn heftig: „Laß mich nur mit Deinem Behnig zufrieden. Er ist eben so ein Barbar wie Du.“

Verstimmt schritten sie dem Hause zu. Ziegler löste sich von seiner Gattin, inspizierte den Hof und kam wieder zu Behnigs Ecke. Der Holzhafer hatte sich zum Frühstück gesetzt, benetzte den Hautloß als Tisch und hieb nun tüchtig auf Schwarzbrot und Speck ein. Hin und wieder erlabte er sich an der schönen Aussicht, untersuchte die Heckenweige und hielt die Hand in die Sonnenstrahlen, ihre Wärme zu tarieren. Ziegler stand eine Weile und beobachtete interessiert den Alten. Dann blieb sein Blick an den Fabrikschornstein in der

Ferne haften. Dicke Rauchwolken strömten dort auf. Er wies mit der Hand hinüber: „Sagen Sie mal, Behnig, warum sind Sie nicht eigentlich auch dorthin gegangen, wie so viele hier aus dem Dorf?“ Der Holzhafer folgte mit den Augen der angegebenen Richtung: „In de Fabrik? Um Gotteswillen! Dabin?!“ Sein Gesicht nahm einen fast erschrockenen Ausdruck an. „Sie würden doch mehr verdienen und manche andre Annehmlichkeit haben, die Sie hier entbehren müssen.“ „Ja“, Behnig rief sich heftig die Stirn, „das is man sone Sache, Herr Ziegler. Mehr verdienen! Nu ja. Wä'r ja! Ich sehr schön und brauchen köm't man's. Aber ich sag doch; nee! Sehn Sie: den ganzen Tag so inwendig sitzen — und denn so viele Menschen — und die Maschinen — und nichts seh'n vom Himmel und die da oben“ — er wies zur Sonne — „nee! Die Wiesen nich seh'n und die Felder — wie die Kartoffeln wachsen und der Roggen — und kein Baum und so was nich — nee! Ich kann's nich so ausdrücken, Herr Ziegler, aber, aber“ — er klopfte mit den flachen Händen auf die Brust, „ich denk, ich müßt da erstick'n. Sehn Sie: hier, da mein' ich: mir gehört alles — ja alles! Aber da — nee! Nee, nee, Herr Ziegler, es is nichts for mir! In'n Sommer, wenn ich denn manchmal so hier steh' und haße — und es is alles so hell — und die Vögel singen — und die Enten mit den putzigen Küßeln patzchen da unten im Teich rum — ich bin'n alter Mann, Herr Ziegler, aber, aber dann — dann — ja, dann möcht' ich reineweg auch singen. — Thu's auch manchmal“, er lachte verschnüht Ziegler und Frau Elfe, die wieder herzugelreten war, an: „aber bloß heimlich, wenn's keiner hört.“ Ziegler sandte seiner Frau einen fragenden Blick zu. Um Frau Elfes Mundwinkel aber zuckte es spöttlich: „Sie sind ja der reine Poet, Behnig!“ Dieser hielt mit seiner Arbeit wieder inne und startete sie groß an. Frau Elfe lachte, zog ihren Mann mit sich und sagte: „Ein drolliger Kauz, der Alte.“ Ziegler erwiderte nichts.

Behnig aber hieb wütend auf die Klöben ein, daß die Splinter nach allen Seiten spritzten: „n andermal hältste 's Maul, Behnig, Poet! Was das nu bloß heißen soll!“ —

Aus dem Pflanzenleben.

Ik. Das Saftsteigen. Alljährlich im Frühjahr, wenn die Froststarrheit weicht und Tauwetter den Erdboden geschmeidig macht, nehmen mit der steigenden Temperatur die Saugwurzeln der Pflanzen ihre stille Thätigkeit wieder auf — der Saft steigt in die Äste. So bekannt der Vorgang ist, so sehr ist man noch im Dunkeln über die treibenden Kräfte. Man kennt nur einzelne Phasen. Da ist der sogenannte osmotische Wurzeldruck, der äußerlich in Erscheinung tritt, wenn im Frühjahr ein Baum gesäht wird; dann ist oft nach kurzer Zeit der Stumpf auf der Schnittfläche von dem durch den Wurzeldruck herausgepreßten Saft bedeckt und es giebt Pflanzen, die beträchtliche Mengen davon auf diese Weise liefern können. Man nimmt an, daß die Zellen der Wurzeln eine chemische Verwandtschaft zum Wasser besitzen und dieses mit Macht aus dem umgebenden Erdreich anziehen; dieser Vorgang pflanzt sich durch die Wurzel hindurch fort und preßt den Saft nach oben. Im Stamme erfolgt die Weiterleitung durch die Gefäße des holzigen Teils. Daß die Rinde mit der Saftleitung nichts zu thun hat, davon kann man sich leicht überzeugen, wenn man von einem grünen Zweige ein Ästchen an einer Stelle ringsförmig die Rinde entfernt. Der Zweig wird dadurch in seinem Wachstum nicht beeinträchtigt; schneidet man aber das frische Holz ringsum durch, so verrotzt der Zweig oberhalb des Schnitts. Nicht selten sieht man alte Bäume, die am Grunde ringsum die ganze Rinde verloren haben, innen ganz hohl sind und dennoch alljährlich sich frisch belauben; solche Bäume beweisen zur Evidenz, daß die Saftleitung im Holze vor sich geht.

Der Saftstrom erstreckt sich bis in die Blätter und findet im Geäder derselben seine feinsten Verästelungen. Fortgesetzt wird ein Teil des Wassers durch Verdunstung der Pflanze entzogen, während die aufgelösten Nährstoffe zurückbleiben. Dadurch konzentrieren sich diese und wieder ist vielleicht chemische Verwandtschaft das treibende Motiv, das das Wasser aus den tieferen Teilen der Pflanze nach oben treibt, um die durch Verdunstung erlittenen Verluste an Wasser wieder zu ersetzen und die Nährstoffe in einem angemessenen verdünnten Zustande zu erhalten. Also Wurzeldruck von unten und Verdunstung von oben, das wären zwei Betriebskräfte für das ständige Aufwärtssteigen des Safts; für krautartige Pflanzen, die Gefäße besitzen, die von der Wurzel bis zu den äußersten Blättern reichen, wäre die Erscheinung damit ausreichend erklärt. Für hohe Bäume aber fehlt es bis heute an einer allgemein anerkannten Erklärung für die Leistung im Innern. Die Wirkung der Transpiration oder Verdunstung erstreckt sich kaum tiefer herab, als die Baumkrone reicht und der Wurzeldruck, die Kapillaritätswirkung und was man sonst auch an physikalischen Kräften heranziehen kann, hat ebenfalls ihre Grenzen; was daher in der Stammesmitte hoher Bäume sich als treibende Kraft einschaltet, weiß man nicht mit Bestimmtheit. Man hat die mythische „Lebenskraft“ zu Hilfe nehmen wollen, die den lebenden Zellen innewohnt und aller rein physikalischen Erklärungsweise spotten soll. Allein Professor Strasburger in Bonn stellte abgeschüttelte Bäume in vergiftete Lösungen, die lebende Zellen sofort tötete, und wies nach, daß die Giftlösung dennoch zu bedeutender Höhe aufstieg. Da es also mit der Anrufung der Lebenskraft nichts ist, so wird hoffentlich demnächst bald eine physikalische Erklärung der Erscheinung gelingen. —